

GEORGE HAGEN  
Die Zöglinge des Doktor Underberg

### *Buch*

Die Südafrikanerin Julia Lament und ihr Mann Howard leben in Rhodesien, wo Howard als Ingenieur bei einem Wasserwerk tätig ist. Als Julia ihr erstes Baby erwartet, kreuzt ihr Weg den des Doktors Samuel Underberg, der Julia von einem kerngesunden, niedlichen Jungen entbindet. Doch im Zimmer nebenan bringt eine fremde Frau namens Mary Boyd ein Kind zur Welt, das es mit Julias Baby an Tatkraft bei weitem nicht aufnehmen kann, denn das kleine Bündel ist außerhalb eines Brutkastens nicht lebensfähig. Um den Kleinen zu retten, arrangiert Doktor Underberg einen Babytausch und alsbald hört das kleine Bündel auf den Namen Will Howard Lament und verlässt die Klinik in den Armen einer verblüfften Julia.

Will wächst schon bald in Gesellschaft seiner quirligen Zwillingbrüder Marcus und Julius heran. Und da sein Vater Howard ein Mann ist, der in jedem Neuanfang eine Verheißung für ein besseres Leben sieht, verbringt er eine äußerst bewegte Kindheit und Jugend: Bahrein am Persischen Golf, Afrika, England und schließlich Amerika sind die Orte der Sehnsucht, von denen die Laments magisch angezogen werden. Bei ihren Umzügen erleben sie nicht nur eine Reihe skurriler, witziger und amüsanter Begebenheiten, sondern sie müssen sich auch so mancher Herausforderung stellen. Doch nie verlässt sie der Mut, gemeinsam alle Turbulenzen durchzustehen und den Wechselfällen des Schicksals mit Humor zu begegnen. Und ausgerechnet Will, dem Kuckuckskind, wird eines Tages die Aufgabe zuteil werden, auf ganz besondere Weise für seine Familie da zu sein.

### *Autor*

George Hagen wurde 1958 in Harare, Zimbabwe, geboren. Wie die Helden seines Romans hat auch er von seiner Kindheit an viel von der Welt gesehen. Als er fünf Jahre alt war, zog seine Familie nach London, wenige Jahre später nach New Jersey. George Hagen besuchte die Filmhochschule in New York und war einige Jahre als Drehbuchautor in Los Angeles tätig, bevor er seinen ersten Roman schrieb. »Die Zöglinge des Doktor Underberg« waren in Amerika auf Anhieb ein Lieblingsbuch von Buchhändlern und Lesern und wurde in zwölf Sprachen übersetzt. George Hagen lebt mit seiner Familie in Brooklyn und arbeitet an seinem nächsten Roman.

George Hagen

---

Die Zöglinge  
des  
Doktor Underberg

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Sibylle Schmidt

**GOLDMANN**

Die Originalausgabe erschien 2004  
unter dem Titel »The Laments«  
bei Random House, New York.



**FSC**  
**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Randomhouse FSC-DEU-0100  
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher  
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangenpapier

1. Auflage  
Taschenbuchausgabe Juli 2007  
Copyright © der Originalausgabe  
2004 by George Hagen  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagillustration: Jupiter Images/Dynamic Graphics  
KC · Herstellung: Str.  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-46438-8

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Terri, meine Liebste*



Ein Vater der Waisen  
und ein Helfer der Witwen ist Gott  
in seiner heiligen Wohnung,  
ein Gott, der die Einsamen  
nach Hause bringt.

PSALMEN





# AFRIKA



## Namenlos

Vielleicht ahnte der kleine Lament, dass es seinen Eltern nicht gelingen wollte, ihm einen Namen zu geben. Gleich nach seiner Geburt verzog er das Gesicht zu einem rätselhaften Grinsen, während seine Verwandten an seinem Klinikbettchen über seinen Vornamen debattierten. Seine Mutter, Julia Lament, trug besonders schwer an der Verantwortung. Der Vorname eines Kindes ist sein Zugang zur Welt. Es musste unter allen Umständen der *richtige* sein.

»Wenn Menschen ihren Vornamen am Ende des Lebens bekämen, gäbe es nicht solche Pannen wie egoistische Mädchen namens Caritas und schüchterne Jungen namens Leo!«, verkündete sie.

Julia war nach einem unangenehmen Patriarchen benannt, ihrem grantigen Urgroßvater Julius, einem dreimal verheirateten Kupfermagnaten aus Johannesburg in Südafrika, der im Gefängnis landete, weil er seiner letzten Gattin allabendlich mit Arsen versetzte Milch verabreicht und sie auf diese Weise langsam vergiftet hatte. Auch als er hinter Gittern saß, benannten die Clares ihre Kinder hartnäckig weiter nach ihm, damit er bei Laune blieb und sie die Kupferminen behalten konnten. So kam es zu vier Julias, zwei Juliussen, mehreren Julians, ein paar Juliannas und einem besonders widerwärtigen Schoßhund namens Ju Ju.

Urgroßvater Julius war gehässig genug, sein Vermögen einer Krankenschwester der Gefängnislinik zu vermachen. Sie hieß Ida Wicks und war weder fürsorglich noch mitfühlend; im Gegenteil, sie fand ihre eigenen Krankheiten viel dramatischer als

die der Patienten, denn sie litt unter anderem an Kreislaufbeschwerden, Migräne, Hexenschuss, Gürtelrose, Fußballentzündung und Tinnitus. Dennoch wusste es Urgroßvater Julius zu schätzen, dass er in seinen letzten Tagen im Diesseits allmorgendlich eine Frau zu Gesicht bekam, und Schwester Wicks überlebte ihre Zipperlein lange genug, um sein Geld unter die Leute zu bringen – was ihrem kalten Herzen so gut bekam, dass sie erst wenige Stunden nach ihrem hundertsten Geburtstag verstarb.

Howard Lament, liebender Gatte von Julia und Vater des namenlosen Jungen, fand es äußerst wichtig, dem Kind sofort einen Namen zu geben, auch wenn es der falsche sein sollte. Er war ein tatkräftiger Mann mit breiter Stirn, einer wachsbleichen stark gekrümmten Nase und kupferrotem Haar, das sich auf seinem Schädel kringelte wie ein Fragezeichen, und er verabscheute Unentschlossenheit.

»Er wird meinen Namen bekommen, das reicht fürs Erste«, sagte er. »Schließlich hat das Tradition!«

Julia hatte nicht allzu viel übrig für Tradition. Urgroßvater Julius war ihr eine Lehre gewesen, und sie hatte überdies ihre Schulzeit in einem Internat mit verstaubten Traditionen zubringen müssen.

»Tradition.« Sie schnaubte. »Wozu war die jemals gut?«

»Oh, bitte, Schatz«, seufzte ihr Gatte, »fang nicht wieder mit dieser Schule an.«

Die Abbey Gate Mädchenschule war ein düsteres Ungetüm mit schweren Holzbalken, grauem Schieferdach und wuchtigen Schornsteinen. Die lächerlich schmalen Fenster wirkten wie Schießscharten, ein Verweis auf die Überzeugung des Architekten, dass Mädchen heutzutage vor jeglicher Anfechtung geschützt werden mussten. Innen folgten die Mädchen stumm und still in ordentlichen Reihen den wenigen, dafür aber umso

grelleren Leuchten durch dunkel getäfelte Korridore. Lernen war an der Abbey Gate eine mühselige Plackerei, bei der kurze knappe Antworten und ein Minimum an persönlicher Meinung gefragt waren.

Julia, die über ausgeprägte eigene Meinungen und ein impulsives Temperament verfügte, war dort fehl am Platz. Ihr schwarzblaues störrisches Haar widersetzte sich Bürste und Kamm, und wenn sie einen Zopf trug, hing der nie ordentlich herab wie bei den anderen Mädchen. Ihre Klassenkameradinnen schrieben im Unterricht mit, ohne Fragen zu stellen, aber bei Julia kamen die Lehrer nicht so leicht davon. Keine Stunde verging, ohne dass sie die Hand hob, wobei ihr Zopf eigenwillig hin und her zuckte wie der Schwanz einer ärgerlichen Katze.

Julias größte Widersacherin an der Abbey Gate war die Lehrerin für Literaturgeschichte. Mrs. Urquhart sah aus wie eine alte Jungfer – sie war kurzsichtig und dünnlippig und verfügte über üppige Gesichtsbehaarung. Dessen ungeachtet hatte sie einen Ehemann, der seinerseits bei allen offiziellen schulischen Anlässen einzuschlafen pflegte. Er war von Beruf Tierpräparator, trug eine dicke Brille, und seine Taille setzte etwa unter seinen Achseln an.

Mrs. Urquhart verband die Lektüre der Shakespeare-Dramen gerne mit Moralpredigten – vor allem in Sachen Ehe. »Mättchen«, kreischte sie mit ihrem harten Glasgower Akzent, »Mättchen, Lady Macbeth hat ihren Gatten in ein blutiges Ende getrieben, womit *wieder einmal* bewiesen wäre, dass Ehefrauen keine Kritik an ihrem Mann üben sollen, denn er könnte sich deshalb auf blutigem Wege Zugang zum Thron verschaffen wollen...«

Unverzüglich schoss die Hand von Miss Julia Clare nach oben, verheddert in den störrischen Zopf, da eine solche Äußerung geradezu nach sofortigem leidenschaftlichem Widerspruch verlangte. Die Lehrerin, knurrig wie ein alter Dachs,

hasste jede Form von Widerspruch und verabscheute sokratisches Denken, weshalb sie den zuckenden Zopf geflissentlich übersah, bis das Keuchen ihrer Schülerin nicht länger ignoriert werden konnte.

»Was gibt es denn, Miss Clare?«

»Vielleicht, Mrs. Urquhart, hatte Lady Macbeth es einfach satt, sich die Klagen ihres Mannes über seinen Status anzuhören!«

»Ich höre Sie schlecht, Miss Clare, sprechen Sie nächstes Mall lauterr.« Mrs. Urquhart lächelte böse, als sei die Angelegenheit damit erledigt.

»Aber schauen Sie sich Macbeth doch an, Mrs. Urquhart«, insistierte das Mädchen, »kein Rückgrat, kein Selbstvertrauen, und dann schenkt er einem Haufen alter Schachteln Glauben, die in einem Kessel rühren. Ich meine, was für ein wahrhaft erbärmlicher Schotte!«

Unterdrücktes Kichern war im Klassenzimmer zu vernehmen, als die Mädchen die Lehrerin erbleichen sahen; sie erschien tagtäglich im grün-schwarzen Tartan der Urquharts (und spielte sie nicht auch jedes Jahr am Geburtstag von Robert Burns Dudelsack?). Ihr Dachsschnurrbart zuckte empört; sie nahm ihre beschlagene Schildpattbrille ab und richtete sich zu voller schottischer Körpergröße auf.

»Wollen Sie, virrhundert Jahre nach Shakespeares Tott, seine wahre Intention errahnen, Miss Clare?«

Julia Clare, der vor dieser Frau graute, war dennoch nicht willens, sich von ihr einschüchtern zu lassen. Deshalb erwiderte sie leise: »Nicht mehr als Sie, Mrs. Urquhart.«

Nun wiesen die knorrigen nikotinverfärbten Finger der Lehrerin, die ein häufig benutztes gelbliches Taschentuch umklammerten, unmissverständlich Richtung Tür.

»Rrraus mitt Ihnen!«

»Mit Vergnügen, Mrs. Urquhart.«

Julia Clare schlug den vertrauten Weg zum Büro der Direktorin ein und wartete auf der harten Eichenholzbank im Flur – was eine wesentlich schlimmere Buße war als die Unterredung mit der Direktorin. Mrs. Grace Bunsen, die nicht verwandt war mit dem Erfinder des gleichnamigen Brenners, aber flamme rottes Haar hatte (im gleichen Farbton wie Red-Leicester-Käse und eigentümlicherweise der Haarfarbe von Julius künftigen Gatten nicht unähnlich), erwies sich als nachsichtig und bestätigte damit Julius Überzeugung, dass der Vorname Rückschlüsse auf den Charakter eines Menschen zulässt.

Grace sagte: »Julia, wann werden Sie endlich begreifen, dass es manchmal notwendig ist, seine Meinung für sich zu behalten, möge sie auch noch so brillant sein?«

»Verzeihen Sie, Mrs. Bunsen, aber jedes einzelne Wort von Mrs. Urquhart beleidigt alle Frauen!«

»Dennoch liebt sie Shakespeare nicht minder als Sie.«

Mit würdevoll gerunzelter Stirn erfragte Grace Bunsen die Einzelheiten des Vorfalles – die für beträchtliche Heiterkeit im Kollegium sorgten, als sie später dort verkündet wurden. Julia ahnte nichts von ihrer Berühmtheit im Lehrerzimmer; im Ambiente abgeschabter Sessel und überfüllter Aschenbecher wurden die Anekdoten zum Besten gegeben, während Mrs. Urquhart indessen unter einer Zeder auf dem Schulgelände eine ihrer stinkenden malaiischen Zigarren rauchte und mit tabakbraunem Speichel nach den Eichhörnchen spuckte.

»Aber wie soll unser Sohn dann heißen?«, fragte Howard Julia, die in ihrem Klinikbett lag und an die Decke starrte.

»Ich denke darüber nach«, erwiderte Julia, obwohl sie in Wirklichkeit an Beatrice dachte. Wer selbst Kinder bekommt, betrachtet unwillkürlich die eigene Kindheit mit ganz neuem Blick.

Der Schleier des Respekts, den Julia bewahrt hatte, zerriss endgültig, als Mrs. Urquhart der Beatrice aus *Viel Lärm um nichts* den Garaus machte. Die scharfzüngige Beatrice, die der Liebe skeptisch gegenüberstand, aber zu großer Leidenschaft entflammen konnte, war Julias Lieblingsfigur; sie bewunderte an ihr vor allem ihre Wortgewandtheit, denn Beatrice hatte stets eine schlagfertige Bemerkung auf den Lippen, war nie um eine Antwort verlegen.

Dabei hatte Mrs. Bunsen Julia noch ausdrücklich gewarnt.

»Julia, Sie werden bestimmt nicht ihrer Meinung sein, aber versuchen Sie das doch bitte zum Ausdruck zu bringen, ohne Mrs. Urquharts Herkunft zu verunglimpfen.«

»Sie provoziert mich aber ständig!«

»Sie ist Ihre Lehrerin, Julia. Weitere Meinungsverschiedenheiten könnten einen Schulverweis zur Folge haben.«

Julia wollte um keinen Preis die prekäre Beziehung ihrer Eltern zusätzlich belasten. Ihr Vater, Adam Clare, Angestellter der Elektrizitätswerke von Johannesburg, hatte nie genügend Geld verdient, um seine Gattin zufrieden zu stellen, und wartete immer sehnsüchtig auf die Wochenenden, damit er zum Jagen oder Angeln verschwinden konnte. Julias Mutter, die den passenden Namen Rose trug, war betörend schön, aber abweisend, eine Frau, die an jedem etwas auszusetzen hatte, vor allem an ihrer Tochter. Schlimmer als die Zwietracht in ihrem Elternhaus war für Julia nur die Vorstellung, nach Hause geschickt zu werden und damit die Lage dort zu verschlimmern.

Den ganzen nächsten Monat lang benahm Julia sich vorbildlich, während Mrs. Urquhart Desdemona die Schuld an Othellos schlimmem Ableben in die Schuhe schob und Julia verurteilte, weil sie Romeo verführt hatte. Julia hielt sich sogar wacker bis fast zum Ende, während Mrs. Urquhart ihre geliebte Beatrice nach Strich und Faden zerlegte. Die Warnung der Direktorin klang Julia noch in den Ohren, und vielleicht



vernahm sie auch in Mrs. Urquharts Stimme andere Laute aus früherer Zeit, von ihrer Mutter Rose, die Julias Anwesenheit als so unerquicklich empfand, dass sie ihre Tochter mit sieben Jahren in ein Internat abschob. Die Lehrerin warf einen Blick auf die Haltung ihrer jungen Widersacherin – Hände unter den Knien, Lippen zusammengepresst – und beendete angesichts der Zurückhaltung der kleinen Nervensäge ihre Stunde mit der Bemerkung: »Gewiss habt ihr bemerkt, dass Beatrice immer das letzte Wort haben muss – was darauf hinweist, dass sie eine *unsichere* und *charakterschwache* Person ist.«

Eine charakterschwache Person? Beatrice?

Die Mädchen drehten die Köpfe, um den Gegenschlag nicht zu verpassen. Julia wischte sich Schweiß von der Oberlippe – eine weitere Eigenschaft, die ihrer Mutter missfiel. »Sie ist eindeutig *dein* Kind, Adam, sieh nur, wie sie an diesen männlichsten Teilen ihres Körpers Schweiß absondert!«

Mrs. Urquhart verschränkte die Arme – der Handschuh war geworfen. Sie wartete. Julia biss sich so fest auf die Lippe, dass sie Blut schmeckte; sie dachte angestrengt an Mrs. Bunsens Warnung. Aber die Mädchen sahen sie alle erwartungsvoll an, während die haarige Harpyie hämisch ihren Triumph genoss.

Darauf zog Julia skeptisch eine Augenbraue hoch, ohne sich dessen wirklich bewusst zu sein, und warf einen Seitenblick auf das verkniffene Gesicht der Lehrerin.

»Madam, wenn Ihre Bemerkungen über Shakespeares Werke ein Spiegel des Lebens sein sollen, dann sind alle Männer von Frauenhand fehlgeleitete Trottel, und sämtliche Frauen sind die schwachen und unsicheren Drahtzieherinnen ihrer Zerstörung. Ich frage mich nur: Was würde *Mr. Urquhart* wohl dazu sagen?«

Die Mädchen zogen die Köpfe ein, als wollten sie verbalen Torpedos ausweichen.

Mrs. Urquhart blinzelte und starrte mit wackelndem Kopf auf die unschuldig blickende Sprecherin.

»Miss Clare – Sie haben das letzte Mal in dieser Klasse gegessen!«, kreischte sie dann.

Julia wurde von ihrem Vater am Bahnhof abgeholt. Sie hockte mit blaugrauer Pelerrine, breitem Strohhut und weißen Kniestrümpfen auf einem großen Schrankkoffer und hielt ihre eselsohrige Ausgabe der Shakespeare-Geschichten von Charles und Mary Lamb auf dem Schoß.

»Tja, mein Fräulein«, sagte er. »Jetzt stecken wir ordentlich in Schwierigkeiten.«

Er war ein eindrucksvoller Mann mit kurz geschnittenem blauschwarzem Haar, buschigen Augenbrauen und markanten Wangenknochen. Julia stellte sich gerne vor, wie eine wildere Version von ihm Hadrians Legionen in der Heide niedermetzte.

»Es tut mir so Leid, Papa«, sagte sie.

Er nahm ihre Entschuldigung mit leichtem Achselzucken zur Kenntnis.

»Wie geht's Mama? Was gibt's Neues? Bin ich gewachsen?«

Ihr Vater zögerte.

»Ja, Kleines, du wirst bestimmt mal so groß wie deine Mama.«

»Du musst uns mal zusammen messen. Wo ist sie?«

Adam Clare kramte in seinen Jackentaschen nach seiner Pfeife, dann seufzte er, ließ die Schultern hängen und sah Julia mit beschämtem Lächeln an.

»Es ist so, Kleines: Deine Mutter und ich haben uns scheiden lassen.«

Die Sonne brach durch die Eukalyptusbäume, und Julia hob beide Hände, um die Augen vor dem grellen Licht zu schützen.

»Was?«, sagte sie, in der Hoffnung, sich verhört zu haben, obwohl sie wusste, dass es nicht so war.

»Unsere Ehe ist beendet.«

»Seit wann?«

»Oh, letzte Weihnachten.« Ihr Vater schluckte. »Wir hätten es dir wohl im Sommer gesagt, aber ... da bist du ja nun.«

Da war sie nun. Der lose Faden einer Ehe. Den jemand vergessen hatte abzuschneiden.

»Was mach ich jetzt?«, fragte sie.

»Sie haben dich zum Glück an der St. Mary's aufgenommen.« Er lächelte. »Du wirst weiter zur Schule gehen, heranwachsen und ein wunderbares Leben haben.«

Julia war sicher, dass Beatrice die richtige Erwiderung darauf parat gehabt hätte, doch ihr wollte nichts einfallen. Als sie imstande war, ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben, verhandelte ihr Vater bereits mit einem Gepäckträger, der ihr Gepäck in die neue Schule befördern sollte. Dann bot er ihr ein Eis an, und Julia hörte sich selbst durch einen Schleier heißer Tränen Dankeschön sagen.

»Ich finde es einfach nicht richtig, ein Kind nach sich selbst zu benennen«, sagte Julia zu Howard, »weil er später vielleicht gar kein gutes Verhältnis zu einem hat.«

»Was sollte der Junge wohl gegen mich haben? Die Fehler *meines* Vaters mache ich bestimmt nicht«, erwiderte Howard und lachte.

Julia antwortete nicht. Sie erinnerte sich nur an einen einzigen Fehler ihrer Eltern – dass sie einander geheiratet hatten.

Die Augen des kleinen Lament waren zwar geschlossen, doch die Kraft seines Lächelns war überwältigend. Er sah aus wie das zuversichtlichste Baby unter der Sonne. Niemand hätte bezweifelt, dass dieser kleine Junge, auch wenn er noch keinen Namen trug, ein glückliches Leben vor sich hatte.

## Dr. Underbergs Einfall

Süd-Rhodesien lag in der Luftlinie rund tausend Kilometer von Johannesburg entfernt. Es war ein ganz anderes Land, eine britische Kolonie, in der sich jungen gebildeten weißen Südafrikanern Chancen für einen Neuanfang boten. Julia Clare, die 1956 ihr Studium an der Cape University abschloss, fand dort gleich eine Stellung als Lehrerin für Kunst und Englisch an einer Grundschule, und trieb nebenbei weiter ihre Entwicklung als Malerin voran. Howard Lament bekam eine Stellung bei den Wasserwerken in Ludlow, einer Gemeinde, die fünfzig Kilometer südlich von Salisbury gelegen war.

In Ludlow lernten die beiden sich kennen und verliebten sich. Und ihr Leben wäre womöglich so normal verlaufen wie das anderer glücklicher Paare, hätte es nicht Dr. Samuel Underberg gegeben.

Der Mann, der ihr Leben verändern sollte, war unlängst zum Chefarzt der Entbindungsstation am Salisbury Mercy Hospital ernannt worden. Underberg war ein außergewöhnlicher Arzt; in den letzten zwanzig Jahren war er fünfzigtausend Kilometer durchs Land gefahren, hatte als Geburtshelfer afrikanische Babys auf die Welt gebracht und auf der Ladefläche seines schlammverkrusteten Land Rover eine Wöchnerinnenstation betrieben. Sein Körper war drahtig und sein Gesicht wettergegerbt, nur mehr wenige graue Fransen bekränzten seinen kahlen Schädel, und er sprach stets mit großer Emphase. Wenn er seine radikalen Ideen erläuterte, pflegte er dabei mit den Ellbogen zu wedeln und wild die Finger zu spreizen. Doch die Geldgeber des Mercy Hospital übergingen ihn dreimal in

der Beförderung wegen seiner äußeren Erscheinung: Dr. Underberg war stets mit einem knittrigen Tweed-Anzug angetan, einer festgezurrtten Krawatte, die er sich morgens nur über den Kopf streifte, und schlammigen Stiefeln, die unter seinen Hosenbeinen hervorschauten.

Stattdessen heuerten sie für das Mercy Hospital eine Reihe gut gekleideter Herren als Leiter an, die sich samt und sonders als Nieten erwiesen: Dr. Gladstone hatte die Stellung für einen besser bezahlten Posten in Nairobi aufgegeben; Dr. Macy brach seinen Vertrag und ging vorzeitig in den Ruhestand; und der Letzte starb, bevor sich irgendjemand an seinen Namen erinnern konnte. Der Vorstand hielt nun recht verzweifelt nach einem jungen gesunden Arzt Ausschau, der nicht auf Karriere versessen war und keine großen finanziellen Ansprüche stellte. Ein Blick auf Dr. Underbergs Land Rover überzeugte sie, dass Letzteres auf ihn zutraf, ein Blick auf den Arzt selbst bestätigte Ersteres.

Samuel Underberg war der festen Überzeugung, dass afrikanische Mütter der westlichen Welt einiges über den Umgang mit Säuglingen beibringen konnten.

»Zunächst einmal«, erklärte er den anderen Ärzten, »die Idee, ein Kind, das neun Monate behaglich im Bauch seiner Mutter gewohnt hat, für die nächsten neun Monate in einen Blechwagen zu stecken, ist ganz und gar absurd.

Absurd«, wiederholte er mit hochehobenen Zeigefingern, »ist es, ein Kind der Wärme der Mutter zu berauben, ihres Herzschlags und, das ist nun wirklich der *Gipfel*, ihrer Milch! Afrikanische Frauen tragen ihre Kinder tagaus, tagein, auf dem Rücken herum – Haut an Haut, Herz an Herz –, und diese Kinder sind glücklich und zufrieden.« Er wies beiläufig auf ein weißes Paar (denn es handelte sich hier um eine Klinik für Weiße), das sein Neugeborenes in einem Kinderwagen mit riesigen Rädern und Verdeck untergebracht hatte. »Wohingegen

*diese* Leute sich fragen, warum es ihren Kindern die ganze Zeit so schlecht geht!«

»Aber, Herr Doktor«, äußerte ein pickliger junger Mann in blütenweißem Kittel, »Sie wollen doch wohl nicht von weißen Müttern verlangen, dass sie ihre Kinder auf dem Rücken herumtragen wie Eingeborene? Das ist ganz und gar unzivilisiert...«

»Unzivilisiert?«, knurrte der Arzt. »Fertignahrung für Babys ist so zivilisiert wie die Atombombe!«

»Haben Sie auch etwas gegen die Flasche?«, erkundigte sich ein anderer Student schockiert.

»In Afrika«, antwortete der Arzt, »ist Flaschennahrung für Säuglinge aufgrund des Mangels an sterilem Wasser die beste Möglichkeit, sie umzubringen. Wenn man vor zweitausend Jahren Flaschen, Nuckel und Milchpulver gehabt hätte, wären alle an der Ruhr krepierend, und es gäbe keine Menschheit!«

Der feurige Philosoph blieb so unvermittelt stehen, dass seine Gummisohlen Schleifspuren auf dem glänzenden weißen Lino-leumboden hinterließen, verabschiedete die Studenten und begab sich eilends in Julias Zimmer.

»Noch immer ohne Namen?«, fragte er und kitzelte den kleinen Lament an den Zehen.

»Leider ja.« Julia lächelte.

»Liebe Julia, ich möchte Sie um etwas bitten«, sagte der Arzt. Er sprach sie mit Vornamen an, weil er spürte, dass Julia offenbar eine gesunde Abneigung gegen Konventionen hatte, und das kam ihm bei seinem Anliegen sehr zupass.

»Ja?«, sagte Julia, geschmeichelt und beunruhigt zugleich ob der informellen Anrede.

»Es ist ein ungewöhnliches, aber äußerst wichtiges Anliegen«, fügte er hinzu und runzelte die Stirn, um seinen Worten mehr Gewicht zu verleihen.